

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 2

Artikel: Aus der Hauptstadt Meneliks
Autor: Müller, Hans.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie nicht, dort hat man andere Maßstäbe und nimmt man die Dinge von der andern Seite... Zudem, ich möchte mein Werk nicht zerstören."

"Welches Werk?"

"Ihr Glück. — Es ist mein einziges großes Werk, in welchem ich mich selbst übertraf, das mir vollkommen gelang. Ich will nicht Hand daran legen, es soll mich überdauern."

"Ich soll also nichts tun? Alles lassen, wie es ist? Ich habe Ihnen keinen Wunsch zu erfüllen?"

"Kei — nen — ", antwortete er langsam. Seine Stimme verklang. Dann setzten lange,

schwere Atemzüge ein. Er sah mich nicht mehr und hörte mich nicht mehr. Ermattungsschlaf umfing ihn. Ich blieb an seinem Bette stehen, vertiefte mich in sein Gesicht und dachte darüber nach, weshalb er, der in meinen Augen ein Held war, sich selbst für einen Schwächling hielt.

Nach einer Stunde glitt eine Pflegeschwester in das Zimmer: meine Ablösung.

In der dritten Nacht darauf starb er. Die Pflegeschwester, die wachte, merkte es lange nicht, daß er tot war. Als das Leben in ihm keine Nahrung mehr fand, erlosch es, wie eine Lampe, der das Öl ausging.

Gegensätze.

Zart und klein und schwächlich ist dein Körper,
Schwach und keiner schweren Arbeit fähig;
Doch aus deinen stillen Augen leuchtet
Eine Seele, die mit starkem Mute
Lasten trägt, die andere erdrückten.

Martha Ruhn.

Aus der Hauptstadt Menelik's.

(Abdis-Abeba, Abessinien.)

Von Hans R. Müller.

Wer hätte nicht von Menelik gehört, dem volkstümlichsten Fürsten des Orients! Wohl ist er seit Jahren tot, aber die Erinnerung an ihn ist noch überall lebendig und sein Name in jedem Gedächtnis aufs engste mit Abessinien verknüpft. Menelik ist der Neubegründer des aethiopischen Reiches und der Gründer von Abdis-Abeba, der heutigen Hauptstadt des Landes. Seinem Willen verdankt Abdis-Abeba ihre Entstehung, seiner Klugheit und seiner Umsicht ihre Entfaltung und ihr Blühen. Abdis-Abeba ist deshalb in mehr als einem Sinne die Stadt Menelik's.

Die alte Hauptstadt des aethiopischen Reiches war Gondar, im Norden des Landes. Als Menelik, der König von Schoa, die übrigen Provinzfürsten unter sein Szepter gezwungen hatte und zum „König der Könige von Aethiopien“ emporgestiegen war, wurde der Schwerpunkt des Reiches nach Süden verlegt und Ankober, die Hauptstadt von Schoa, zur Hauptstadt des Reiches. Später verlegte Menelik die Residenz nach Antotto. Doch vertrieben ihn Dürre und Wasserarmut bald von diesem Ort. Er zog einige Stunden südwärts und steckte an den offenen Hängen

des Hochlandes seinen Speiß in die Erde. Der neue Ort war günstig, Wasser war genug da und Raum für die weiteste Entwicklung vorhanden. Auf einem sanft gerundeten Hügel ließ er die Königsburg errichten und aus dem Zeltlager der ihn begleitenden Vasallen und Krieger erstand Abdis-Abeba, die Neue Blume.

So wurde der Ort auf Wunsch von Menelik's Gattin, der Kaiserin Taitu, genannt. — Das geschah vor 35 Jahren. Heute zählt die Stadt nach den geringsten Schätzungen hunderttausend Einwohner, nach andern sogar doppelt soviel! So kann im Lande eines unumschränkten Monarchen über Nacht eine Stadt entstehen.

* * *

Auf einer schwachgeneigten Hochebene, 2500 Meter über dem Meerespiegel, dehnt sich diese Stadt weithin über den offenen Hang, eine Siedelung von riesigem Umfang. Fernhin sind die runden, strohgedeckten Hütten sichtbar, aus denen freundliche Räuchlein emporsteigen und die von hohen schlanken Eufalyptusbäumen überragt werden. In drei Tagen klettert die Eisenbahn vom Roten Meer in unzähligen Schlangenwindungen zu diesem Hochland em-



Vor der Stadt.

por. Durch die ausgeglühte Somaliwüste, durch sonnverbrannte Gebirgsgegenden, endlose Steppen und üppige Tropenlandschaften eilt der leichte Zug. Nach drei mühseligen Reisetagen ist die Bahn am Ende und entläßt die Reisenden zu Füßen der Hauptstadt des „Schwarzen Kaiserreichs“.

Der Bahnhof, aus einigen Holzbaracken und Schuppen bestehend, liegt in einiger Entfernung unterhalb der Stadt und bietet bei der Einfahrt ein belebtes Bild: Hunderte von Eingeborenen haben sich eingefunden, um zu sehen, was die Eisenbahn, die jede Woche zweimal kommt, alles heraufgebracht hat vom Meer und aus der weiten Welt. In dicken Haufen stehen sie da, in weiße Gewänder gehüllt. Aus schwarzen Gesichtern

blinken schneeweiße Zähne. Bald hebt ein ungeheures Gefreische und Durcheinanderrennen an, und wohl dem, der, den alles durcheinanderwerfenden

Zöllnern entronnen, sich auf ein Maultier setzen kann, das ihn eine breite Straße zur Stadt hinauf trägt. Zu Fuß kann man hier nicht gehen, denn einmal macht die beträchtliche Meereshöhe in den Tropen dem Euro-

päer das Gehen beinahe unmöglich und dann erfordert es die Sitte, denn hier geht nur der arme Teufel zu Fuß. — Nach einer Umbiegung läuft die rote sandige Straße in gerader Richtung zur Stadt hinauf, die sich vor den Blicken ausbreitet und von einem Hügel beherrscht wird, der mit merkwürdigen Gebäulichkeiten besetzt ist: mehrstöckige Holzpavillons indischen Stils, Pagoden vergleichbar, erheben sich aus einem Gemirre von

Dächern und Grün; ein weißes Steingebäude mit hohen kirchenähnlichen Fenstern hebt sich scharf hervor; Mauergürtel umziehen den Hügel und überall ragen die hohen hageren Stämme des Eufalyptusbaumes empor. Das ist der „Geb i“, die Königsburg, wo heute Soaditu, die Tochter Meneliks residiert.

Auf der Straße herrscht reges Leben: eine hunte Gesellschaft reitet der Stadt zu, Männer und Frauen, Eingeborne und Europäer, auf Maultieren und zu Pferde, während ein Troß von Dienern hinten nachläuft und halbnaakte Neger Lasten auf dem Kopfe voraustragen. Von der Stadt her kommt eine Kamelkaramane. Langsam und gemessen schreiten die Tier vor-

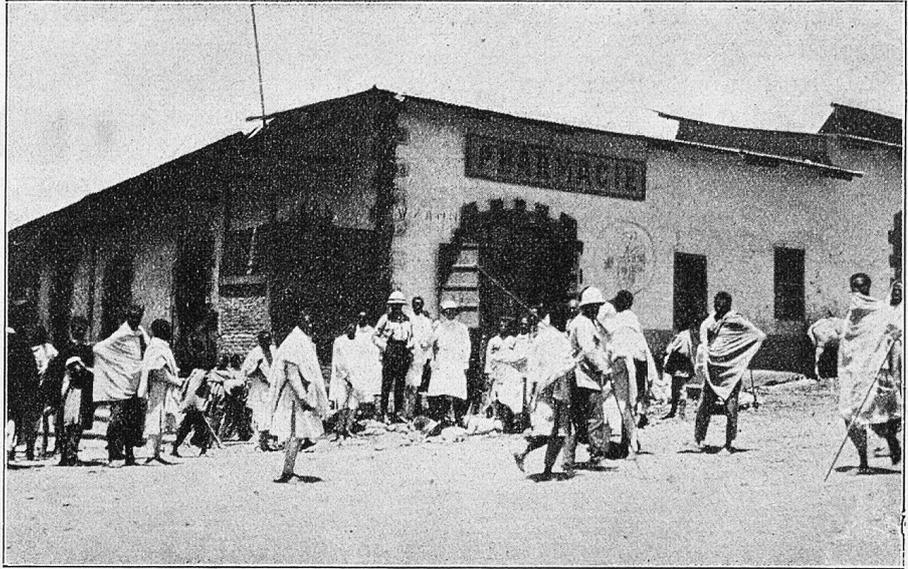


Ein abessinischer Häuptling mit seinen Knechten.

über, eines hinter dem andern, in gleichen Abständen, das Halfterband des hintern Tieres an den Schwanz des vordern gebunden. Ein abessinischer Krieger trabt vorüber; stolz sitzt er auf seinem Mantier, den breitkrempigen Borfalino tief in der Stirne, wie ein korsischer Räuberhauptmann; seine gewehrtragenden Knechte laufen hinter ihm her, barfuß, über Stock und Stein. —

Etwas unterhalb der Stadt liegt das Hotel de France, ein aus rohen Steinen gebautes Haus, das lang und niedrig, mit vielen Stallungen und Schuppen, an ein Hospiz auf einem Bergpaß erinnert. Hier hält der Omnibus, der uns unterwegs eingeholt hat. Von sechs Mantieren gezogen, hat er den holperigen, steinigen Weg schwankend und knarrend, doch ohne Unfall zurückgelegt. Ein Reisender entsteigt ihm, der zu unserem Erstaunen noch wohl erhalten ist.

An der Straßenkreuzung entsteht ein Gedränge. Ein Trupp Esel, mit Heubündeln beladen, zieht von der einen, eine Herde Schafe und Rinder von der andern Seite vorüber. Stumpfsinnig drängt sich mein Reittier durch die langhörnigen Buckelrinder hindurch, und



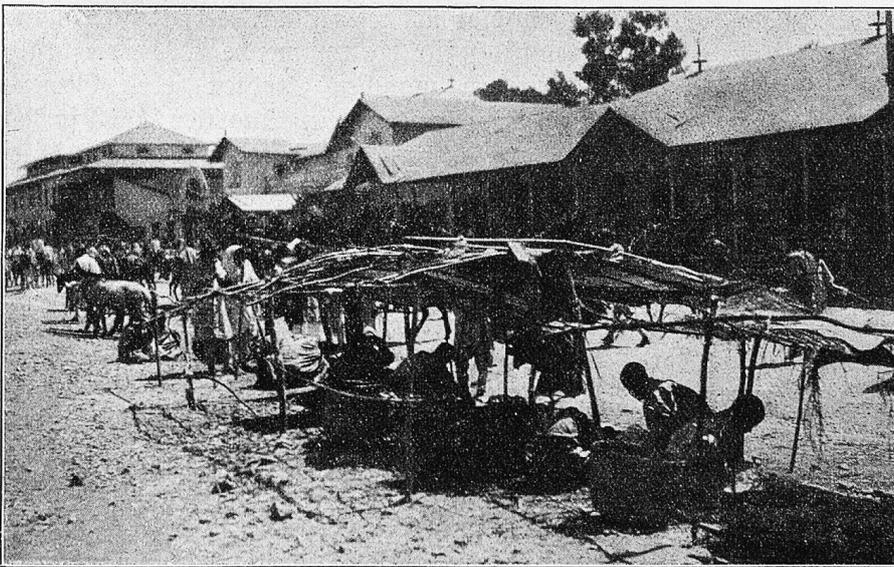
Deutsche Apotheke am Marktplatz.

der Treiber hat alle Hände voll zu tun, um dem Tier und dem Reiter einen Durchgang zu machen. Erbarmungslos schlägt er mit seinem Bambusrohr auf die Leiber der Tiere und stößt die Menschen unsanft beiseite, die ihm den Weg versperren. Endlich sind wir am Eingang zur eigentlichen „Stadt“, kenntlich an zwei steinernen Türpfosten und einer Zöllnerhütte, vor der einige härtige Gesellen in zerlumpte Uniformen herumhocken. Ziemlich steil geht's zum Markt empor. Auf beiden Seiten der Straße sind zusammengebaute barackenartige Häuser mit Kaufläden, die mit amharischen, arabischen, armenischen, griechischen und französischen Lettern wie mit Ornamenten verziert sind. Am

obern Ende der Straße steht das Stadthaus von Abdis-Abeba. In amharischer Schrift steht es drangeschrieben und darunter liest man in lateinischen Buchstaben:

Municipalité
d' Addis-Abeba.

Darüber ist naiv und ungeschickt in grellen Farben ein Löwe gemalt, der gutmütig herunter lächelt und an seinen Tagen die aethiopische Trikolore hält. Es ist eine baufällige Holzbaracke, dieses Stadthaus, mit eingeschlagenen



Markthändler packen ihre Waren aus.

Fensterstheiben, leer und unbewohnt. Umso lebhafter geht es dafür draußen zu. An der Ecke wird ständiges Gericht gehalten. Ein Richter hockt mit seinen Beigegebenen in einem offenen Anbau auf einem Podium, die Beine kreuzweise übereinander geschlagen, den unentbehrlichen Fliegenwedel in der Hand und hört die Parteien an, die laut gestikulierend auf der

Samstag besuchen. Dann ist eigentlicher Markttag; dann kommen die Bauern von allen Seiten in die Stadt, Lasten tragend, beladene Eselchen antreibend. Besonders stark ist das weibliche Element vertreten, denn die Frau ist bei den Schwarzen immer noch das nützlichste und geschickteste Lasttier. Da kommen diese schwarzen Bauern von den oft viele Tagereisen ent-



Der Holzmarkt.

Straße stehen, eine Menge müffiger Gaffer darum herum. Wir sind hier auf dem eigentlichen Marktplatz, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und von verschiedenen Kaufquartieren umgeben ist.

Der Markt ist das Herz der Stadt. Hier strömen zu gewissen Zeiten die Menschen aus den entferntesten Teilen des Reiches zusammen, hier wühlt tagsüber alles durcheinander, um sich nach Sonnenuntergang wieder in die weitverstreuten Hütten zurückzuziehen. Der Markt ist mit seinen freien Plätzen, auf denen es tagsüber von Menschen und Tieren wimmelt, seinen engen Barackengäßchen und seinen ineinandergedrückten Standreihen, durch die sich stets ein Strom von Menschen drängt, eine Stadt für sich und würde einem Beobachter von einer Anhöhe aus wie ein Ameisenbau erscheinen.

Obwohl der Markt mit Ausnahme des Sonntags immer ein mehr oder weniger bewegtes Treiben zeigt, müssen wir ihn an einem

fernten Hütten, um ihre Produkte abzugeben und aus dem Erlös etwa ein Stück Baumwollstoff oder einen Sack Salz zu kaufen, während die Städter sich wieder mit Lebensmitteln und Brennstoff für die kommende Woche versorgen.

Wie in manchen Städten jedes Gewerbe seine Straße oder sein Quartier hat, so hat auch auf diesem Markte jeder Gegenstand seinen bestimmten Platz. Einen breiten Raum nimmt der Holzmarkt ein, denn Holz ist auf dieser baumarmen Höhe ein begehrter Gegenstand, der hoch im Preise steht. Deshalb wird zum Feuern auch getrockneter Rinder- und Schafmist verwendet, wie von allen Bewohnern baumloser Gegenden, der Wüste sowohl wie des Hochgebirges, und auch dieser Gegenstand ist auf dem Markte vertreten. Anschließend an den Holzmarkt kommt der Heumarkt und der Samen- und Getreidemarkt, der aus Reihen von Ständen besteht, die aus aufeinander geschichteten Steinen hergerichtet sind und ein

Dachgerüste aus Ruten haben, über das ein Tuch gelegt werden kann zum Schutze vor Sonne und Regen. Andere freie Plätze dienen dem Handel mit Kleinvieh und Geflügel, von Fellen, Del, Gemüse, Früchten u.a.m. Da geht ein rabenschwarzer Weidmann umher und bietet den Fremden einen Affenpelz oder ein Leopardenfell zum Kaufe an. Hier hocken Weiber in langen Reihen auf dem Boden, schmutzig aussehende, teigige Brote feilhaltend, indem sie sich



Der Samen- und Kaffeemarkt.

die Zeit mit Schmäzen vertreiben oder sich gegenseitig in ihrem krausen Haar das Ungeziefer suchen. Wenn sie dann eines der quälenden Tierchen erhascht haben, fahren sie damit zum Munde und zerdrücken es mit rachsüchtiger Freude zwischen ihren blendendweißen Zähnen.

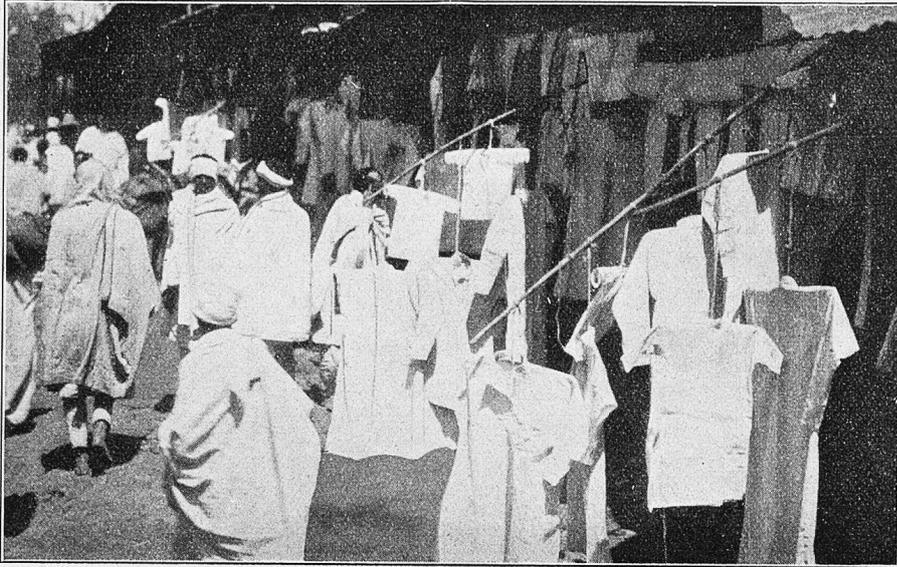
Einige besondere Standreihen gehören den Schmuckwarenhändlern, die auf einem Tüchlein vor ihren Knien allerlei zierliche Dinge ausgebreitet haben, wie Ringe, Armbänder oder Kreuze zum Anhängen, zumeist Silgranarbeiten aus schlechtem Silber, aber von unendlicher Geduld. An einer bestimmten Ecke hocken Weiber, die geschmackvoll und zierlich geflochtene Körbchen aus farbigem Stroh feilbieten. Daneben enthalten ganze Reihen von Ständen aus Europa eingeführten Kleinkram: Nägel, Nadeln, Knöpfe, Taschenmesser, Glasperlen und andern Tand, wie man ihn auf unsern Jahrmärkten findet. Hier hat ein Photograph im Freien seine Werkstatt eingerichtet: vor einer echt europäisch-kitschigen Kulisse erhebt sich ein ebensolcher Prunkfessel, auf dem ein reicher Abessinier sitzt, der von seinem Diener auf die Abkonterfeigung vorbereitet wird, indem er ihm die dicken Haare zu Berge kämmt. Das übrige Gesinde mit samt dem wartenden Maulesel betrachten die Photographien, die der Mann zur Reklame auf ein Brett geheftet und ausgestellt hat. Diese Photographien stellen zwar samt und sonders Landsleute von ihnen dar; allein die afrikanische Sonne hat die Bilder derart gebleicht und die Gesichter gelb gemacht, daß sie

wie Europäer aussehen, denen es vor Hitze schlecht geworden ist.

Immitten des Marktes befindet sich eine Polizeiwache: ein einstöckiges Häuschen mit einem rampenähnlichen, vom Dach geschützten Ausgang, auf dem die Polizisten, in lumpige Uniformen gekleidet, barfuß, mit Flinten bewehrt, zusammen mit den Bösewichtern herumhocken, letztere je zwei und zwei an Füßen oder Armen zusammengeschnitten und sonst noch mit allerlei Ketten beschwert — Leute, die eine Freiheitsstrafe abbüßen, wie sie hier verstanden wird; denn eigentliche Zuchthäuser gibt es keine im Lande.



Schmuckwarenhändler.



Der Kleidermarkt.

Der interessanteste Teil des Marktes sind die Handwerksbuden, blechgedeckte Holzbaracken, die eng zusammengedrückt, mehrere schmale Gäßchen bilden und ein kleines Quartier ausmachen, in dem nicht nur gefeilscht, sondern auch gearbeitet wird. Da trifft man ein ganzes Gäßchen nichts als Sattler und Lederarbeiter, welche mit allerlei Zierart geschmückte Sättel und die reichgestickten Geschirre für die Reittiere herstellen. In einem benachbarten Sträßchen werden die schwarzen Wollpellerinnen gemacht, die zur Kleidung jedes bessern Abessiniers gehören, und nebnan leuchtet ein ganzes Gäßchen von dem weißen Baumwollstoff, der hier zu der gewöhnlichen Kleidung des Abessiniers verarbeitet wird. Während vor den Hütten um die fertigen Beinkleider und Oberhemden gemarktet wird, die zum Verkauf ausgehängt sind, ertönt aus dem schattigen Innern das Geräusch vieler eifrig getretener Nähmaschi-



Die St. Georgis-Kirche in Addis-Abeba.

nen. Auch die Waffenschmiede haben ihren bestimmten Winkel und das Kommen und Gehen, Feilschen und Hämmern ist bei ihnen nicht weniger lebhaft als bei den andern Handwerksteuten. Da werden Schwert- und Dolchlingen, schön verzierte Lanzenspitzen und kühn geschwungene Türkenfäbel feilgeboten. Einige Männer hocken am Boden, welche Säbelscheiden aus buntem Leder zusammennähen, während andere mit glühenden

Stempeln allerlei Verzierungen daraufdrücken. Wieder andere verfertigen die Handgriffe, die aus Horn gedrechselt werden, und zuletzt kommt noch der Silberschmied, um einige silberne oder goldene Verzierungen anzubringen, denn der Abessinier liebt schöne Waffen. Sie sind sein Stolz und seine ständigen Begleiter.

An den Markt schließen sich verschiedene Kaufquartiere an, wo alles durcheinander wohnt, denn hier gibt es keine nach Rassen geschiedenen Viertel wie in andern orientalischen Städten. Nur die Muselmänner werden durch den Kampfruf Allah's zusammengehalten und scharen sich um ihre Moschee, die den topographischen und geistigen Mittelpunkt des islamitischen Quartiers bildet. Dies orientalische Gotteshaus mit Kuppel und Minarett, ist aus Lehm gebaut und ohne Richtmaß aufgeführt, so daß es mit seinen krummen Linien und seiner Erdfarbe wie ein Naturgebäude oder wie etwas Gewachsenes, organisch Gewordenes aussieht. Auch die orientalischen Juden haben noch ihren eigenen Winkel in der Stadt, in welchem sie, ein geringes Häuflein, wie Verschupfte zusammenhocken. Aber sonst wohnen hier die verschiedensten Rassen durcheinander. Da ein indischer Kaufmann, daneben ein italienischer Bauunternehmer; dort die Handwerksbude irgend eines Europäers und unter dem gleichen Dach ein arabischer Spezereihändler. Neben indischen-Geldwechslern und griechischen Allweltschändlern wohnt friedlich ein deutscher Apotheker und in der Tischlerwerkstätte eines

Armeniers arbeiten am gleichen Werkstück Gesellen von weißer, brauner und schwarzer Haut.

* * *

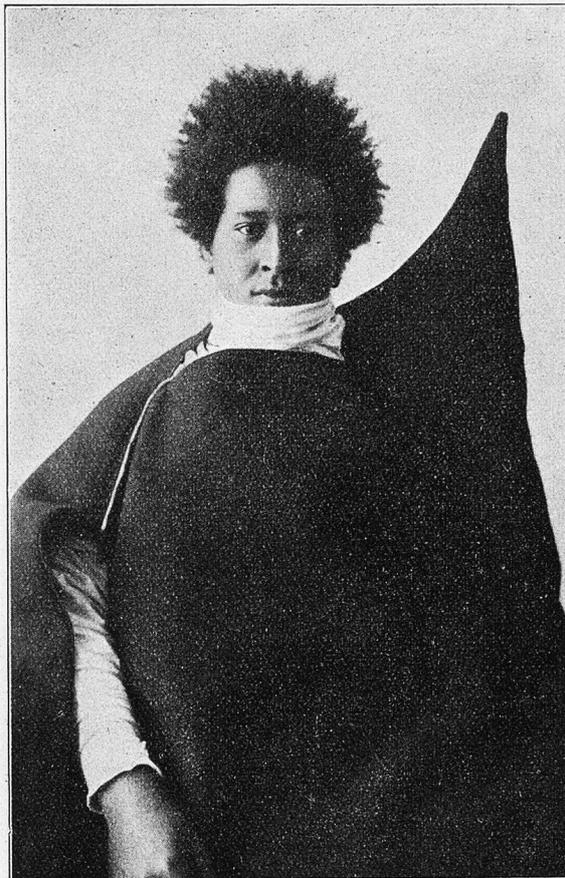
Vom Markt führt eine breite Straße zur Kirche St. Georgis empor, der Haupt- und Hofkirche von Addis-Ababa, die auf einer sanften Anhöhe liegt und das nach ihr genannte St. Georgsquartier dominiert. Es ist ein steinerner Rundbau, von armenischen Bauleuten auf Befehl Meneliks aufgeführt, geschmacklos von außen, schmucklos im Innern. Diese Kirche ist dem heiligen Georg geweiht, dem Schutzpatron von Addis-Ababa, denn die Abessinier sind uralte Christen koptischen Bekenntnisses, und ihre Religion ist Staatsreligion. Von Zeit zu Zeit begibt sich auch der Hof mit großem Gepränge zur Kirche, begleitet von Flötenbläsern, Soldaten und vielem Volk, um seine Anhänglichkeit an die altväterliche, allein wahre Religion auch öffentlich zu bezeugen.

Vor dem Gotteshaus liegen gruppenweise halbnaakte Bettler, Blinde und Aussätzige herum, das Fleisch und Blut gewordene Elend, welches im Namen Jesu Christi die milde Gabe fordert. Auf dem Kirchhof liegt eine verummte Gestalt im Schatten einer Trauerweide. Langsam richtet sie sich auf — ein lebendiger Leichnam — und reckt die zerfressene Hand nach einem Almosen aus: Im Namen Jesu gib mir etwas und ich bete für dich!

Ein vornehmer Abessinier kommt auf einem Eselchen herangetrabt, begleitet von seinen Knechten. Beim Eingang zur Kirche hält er an und steigt ab. Mit einer eleganten Bewegung nimmt er den breiten Hut vom Kopfe, kniet nieder und küßt die heilige Schwelle. Seine Knechte tun desgleichen, und weiter geht es im Trab. Priester wandeln unter buntsei-



Mädchen vor ihrer Wohnhütte.



Vornehmer abessinischer Jüngling.
(Der Zipfel der Fellerine gestattet, ein Gewehr darunter zu tragen.)

denen Sonnenschirmen vorüber, die ihnen von Knaben vorangetragen werden, den Priesterstab in der Hand und den hohen Turban auf dem Kopf; Diener folgen ihnen mit Weihrauchgefäßen.

* * *

Wir reiten tiefer in die Stadt hinein und sehen uns bald nur noch von den runden Lehmhütten der Eingeborenen umgeben. Die gelben Strohdächer lugen freundlich zwischen den fast weißlich schimmernden Eufalyptusstämmen hervor, die manchenorts so dicht beisammenstehen, daß man in einem Wald zu sein glaubt. Diese Eufalypten sind von einer überaus grazilen Gestalt und schießen bisweilen zu gigantischer Höhe empor. Erst ziemlich hoch verzästelte sie sich und bilden eine schattenlose Krone von zartem, bläulich schimmerndem Laub. Die Hütten sind bald von hohen Stafetenzäunen umschlossen, bald liegen sie offen am Wege. Ein paar nackte Kinder hocken gewöhnlich davor und überall dringt aus ihnen ein scharfer



Mädchen mit Wasserkrügen.

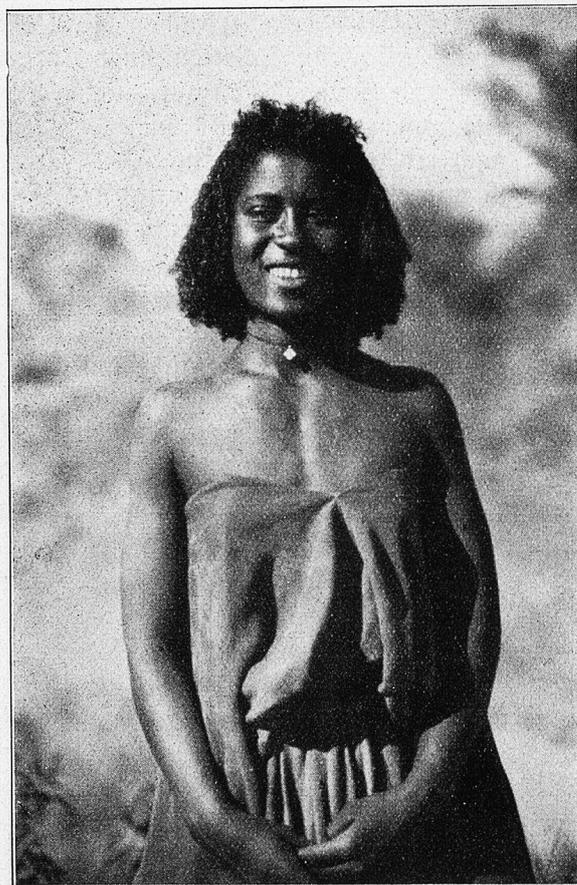
Rauch von verbranntem grünem Holz. Myriaden von Fliegen tummeln sich in der warmen Luft; ohne den Fliegenwedel aus Pferdehaar könnte man sich ihrer kaum erwehren. Die Luft ist klar und fast immer weht ein leiser Wind, so daß das zarte Blätterwerk der Bäume in ständiger Bewegung ist. Und über dieser Landschaft wölbt sich hoch ein etwas süßlich-blauer, wolkenloser Himmel, aus dem eine heiße Sonne niederglüht.

Der Weg, auf dem wir reiten, zieht sich bald breit und eben dahin, bald wird er zu einem schmalen Pfad, von Felsblöcken übersät, und führt steil bergan, oder er senkt sich in eine Schlucht hinunter, so daß sogar das berggewohnte Maultier keinen Rat mehr weiß. Überall treffen wir viel geschäftiges und viel müßiges Volk. Mädchen wandeln unter strohgeflochtenen Sonnenschirmchen vorüber, in leichtem, graziösem, fast tänzelndem Schritt; Weiber beugen ihre Rücken unter der Last irdener Wasserkrüge. Bettelmusikanten hocken am Wege, von hungerndem Volk umgeben, und entlocken einer primitiven Harfe einige dumpfe

Löne, die sie mit näselndem Gefummle begleiten. Wilde, herrenlose Hunde streifen meutenweise herum, den Unrat der Straßen durchsuchend.

Durch ein stilles Gäßchen, das sich zwischen Grünhecken hinzieht, hinter denen verschlafene Gehöfte liegen, kommen wir unvermittelt auf eine breite, belebte Straße, die zum „Gebi“, zu des Königs mauerungsgürteter Residenz führt. Da werden wir uns wieder bewußt, daß die Neue Blume nicht nur irgendeine beliebige abessinische Stadt ist, sondern die Residenz des gewaltigen Feudalreiches.

Vornehme Abessinier reiten zu Hof, in der obligaten Pellerine, den breiten Filz auf dem Kopf, begleitet von vielen Knechten, die zu Fuß hinter dem Maultier ihres Herrn herlaufen, das Gewehr auf der Schulter und das Schwert an der Seite. Hier kommt ein Häuptling aus der Provinz. Er ist noch nicht hauptstädtisch angehaucht und statt Pellerine und Hut trägt er ein Wams aus Leopardenfell und als Kopfbedeckung das Stirnband mit der Löwenmähne; als Waffen führt er Schild und Lanze. Auch



Junges Mädchen.

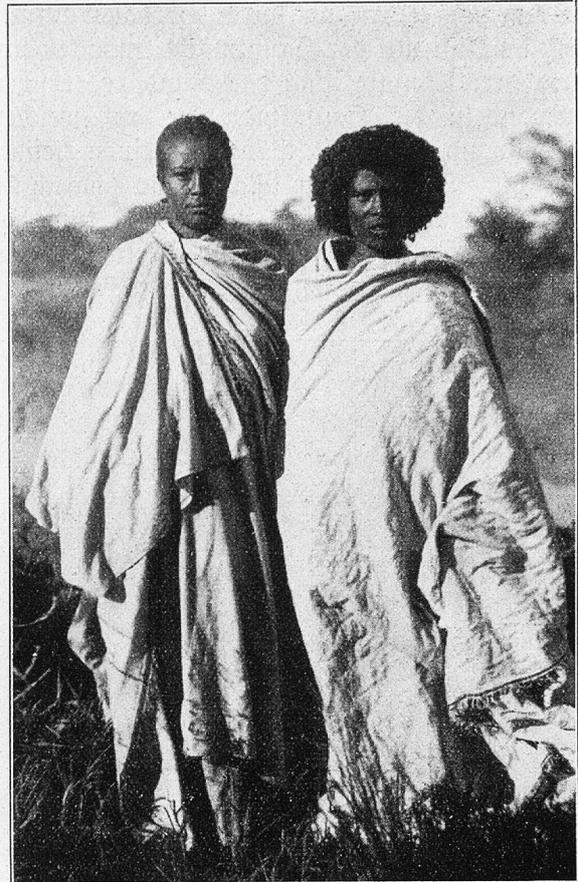
ein europäischer Diplomat ist zu sehen, der von einer Audienz zurückkehrt. Natürlich ist er zu Pferde und nach hiesigem Brauch von einigen berittenen Leuten begleitet, die mit Gewehr und Lanze bewaffnet sind. Die Residenz hat die Vertretungen der europäischen Großmächte angezogen, die alle etwas außerhalb der Stadt ihre prächtigen Besitzungen haben.

Mitunter gibt es wunderliche Aufzüge, wenn etwa ein Provinzfürst mit seinen schwarzen Trabanten aus fernen sagenhaften Landen herkommt, um den schuldigen Tribut in die Reichshauptstadt zu bringen und den „König der Könige“ seines Gehorsams zu versichern.

Wir sind hier vor dem „Gebi“, der Königsburg, die einen ganzen Hügel in Anspruch nimmt, von einer halben Stunde im Umfang. Er ist von mehreren Mauergürteln umgeben und umfaßt neben den einfachen Wohngebäuden des Herrschers und seiner Familie, den Hütten des zahlreichen Gefindes und der Leibwache, riesige Fest- und Speisehallen, weitläufige Zollschuppen, Speicher und Magazine, das Arsenal und die königlichen Werkstätten, ferner die Post, sowie eine Menge unnennbarer Hütten und Baracken. Alles ist in einem unfäglich verlotterten Zustand; manche Gebäude sind dem Einsturz nahe, ohne daß etwas daran gemacht würde. Der äußere Eingang ist mit einer Art Triumphbogen geschmückt, auf dem Soldaten hocken, das Gewehr zwischen den Knien. Auch in den Vorhöfen liegen sie zu Hunderten herum.

Vor dem Tore geht es lebhaft zu. Gruppen kommen und gehen. Es ist immer dasselbe Bild: der Herr reitet auf einem Maultier; ein Diener läuft neben ihm her und trägt ihm die Sandalen, denn der Herr sitzt barfuß im Sattel und schlüpft mit der großen Zehe in den schmalen Steigbügel. Es folgt ein Trupp von Knechten, die neben und hinter ihm herlaufen, in schmutzigen Gewändern, barfuß und barhaupt, mit Gewehr und Säbel bewaffnet. Bald sind es ihrer dreißig, vierzig, bald mehrere Hundert, bald nur ihrer vier oder fünf, je nach dem Vermögen und der Stellung ihres Herrn. Aber sie begleiten ihn auf jedem Ausgang und wenn er nur hundert Schritte weit geht.

Der Platz vor dem Tor gleicht einem Lager. Knechte und Reittiere warten auf ihre Herren; die Diener kauern am Boden, ihre Gewehre



Gallafräulein (rechts) und Abessinierin (links).

zwischen den Knien und vertreiben sich die Zeit mit Schwätzen.

Da, fast vor dem Eingang zur Burg liegt ein totes Kamel im Staube. Es mag unter der zu großen Last zusammengebrochen und am Weg verendet sein. Morgen wird man nur noch sein Skelett hier finden, denn die Raben und Aasgeier, durch den Geruch des Tieres angezogen, haben sich schon auf den benachbarten Bäumen und Dächern versammelt und warten nur den Augenblick ab, da die Menschen ihnen den Platz überlassen, um sich auf die Beute zu stürzen, die ihnen der Tod hierher gelegt hat. Denn gleich nach Sonnenuntergang zerstreuen sich die Menschen und schlüpfen in ihre Hütten oder verkriechen sich sonst in irgendeinen Winkel. In der Dunkelheit schläft diese Stadt und wo die Menschen bei Tage noch so dicht durcheinander gekrappelt, ist es dann still und tot wie in einem Ameisenhaufen nach Sonnenuntergang.

* * *

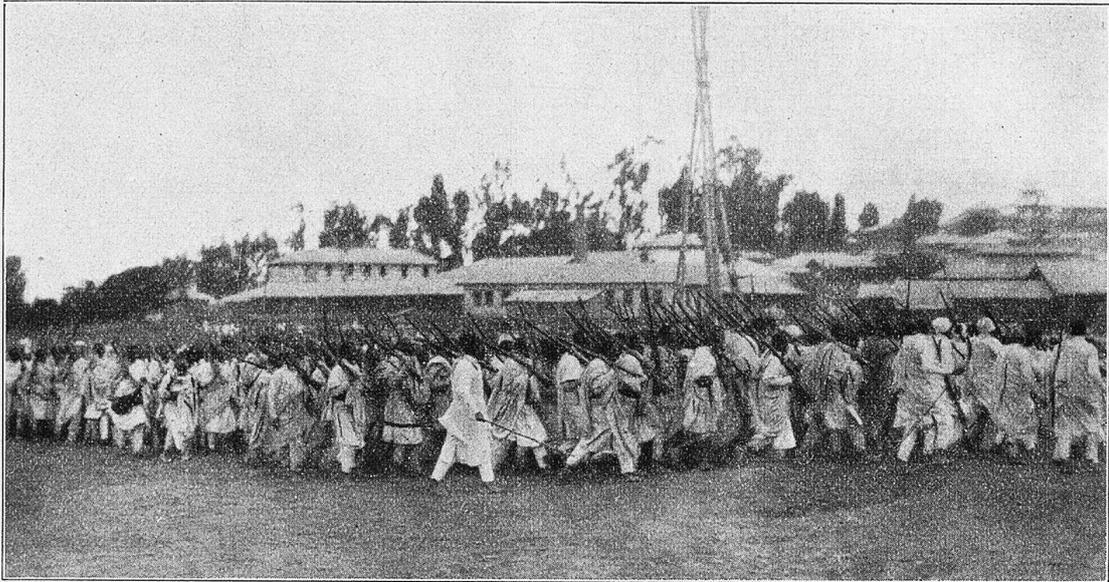
Aber nicht das ganze Jahr zeigt Addis-Ababa das beschriebene Bild. Die Tropenregen,

die sich vom April an durch Vorboten anmelden, im Juli mit der Hauptmacht einrücken und etwa drei Monate lang das Land beherrschen, verwandeln die Hauptstadt, die auf weichem Lehmgrund erbaut ist, alsbald in einen riesigen Sumpf. Dann ist der Markt nur schwach besucht und wer draußen nichts zu tun hat, bleibt zu Hause. Handel und Verkehr stocken, die Karawanen treffen nicht mehr oder mit

So nachteilig diese Regen auf Handel und Wandel wirken, so segensreich sind sie für die Kulturen. In kurzer Zeit verwandeln sie die über den Winter ausgedörrte Landschaft in einen grünen Garten.

* * *

Wie ganz anders sieht diese moderne Hauptstadt aus, als was wir uns unter diesem Worte



Die Leibwache des Prinzregenten (vor dem „Gebi“).

großen Verspätungen ein. Die ganze Stadt ist in eine rotbraune Sauce getaucht, die berühmte „Tschigga“, die dem Europäer den Aufenthalt in der schwarzen Hauptstadt verleiden macht. „Tschigga“ nennt der Abessinier diesen alles bedeckenden lehmigen Brei in trefflicher Nachahmung des Lautes, der beim Einsinken und Herausziehen des Fußes entsteht. Tschigga, tschigga tönt es immerfort wie das Geräusch einer Pumpe und dieses Tschigga ist so charakteristisch für Addis-Ababa, daß man eine Schilderung dieser Stadt ganz gut mit „Tschigga“ überschreiben könnte. — Durch die anhaltenden Regengüsse werden die Wege bald grundlos, Menschen und Tiere sinken bis an die Waden, bis an die Knie ein; die zahmsten Wasserlein verwandeln sich in tosende Sturzbäche und die Flüsse werden zu reißenden Strömen nach den von gewaltigen Gewittern begleiteten Wolkenbrüchen. Manche Karawanenwege werden unpassierbar und ganze Provinzen können für Wochen nicht mehr mit der Hauptstadt verkehren.

vorzustellen gewohnt sind! — Das ist keine Metropole im europäischen Sinne, keine jener modernen, viereckigen, „abstrakten“ Städte, wo nach einem einheitlichen Plane gebaut wurde und wo sich der ordnende Verstand eines Einzelnen erkennen läßt, sondern hier wurde noch von jedem nach seinem Sinne gebaut, aber nach dem ererbten Instinkt, so daß doch ein organisches Ganzes daraus geworden ist. Diese Stadt hat noch nicht ihren eigenen, der Zeit vorgreifenden Rhythmus, sondern sie lebt noch mit dem Pulsschlag der Natur. Addis-Ababa ist nicht einmal eine Stadt zu nennen, sofern wir darunter eine geschlossene Siedlung verstehen, sondern eher ein Dorf. Allerdings ein Dorf von gewaltiger Ausdehnung: braucht doch ein gutes Maultier etwa zwei Stunden, um uns vom einen Ende zum andern zu bringen.

Der historische Kern der Siedelung ist die Königsburg, die die Stadt dominiert und aus dem königlichen Feldlager entstanden ist. Die Zelte der Vasallen, Krieger und Beamten, verwandelten sich allmählich in die wetterfesteren

Lehmhütten. Ein Markt kam nach, und die Stadt war fertig. — Noch zu Lebzeiten des Gründers entwickelte sich der neue Ort zum Haupthandelsplatz des Landes, und seit zehn Jahren ist er Endstation der Eisenbahn ans Rote Meer.

Die abessinische Hauptstadt ist nun durch Draht und Schienenstrang mit der großen Welt verbunden; der weite Raum ist überwunden, aber zwischen ihr und Westeuropa liegt trennend immer noch die Zeit: nämlich ein Jahrtausend menschlicher Entwicklung.

Ludwig Thoma: Ein Volksdichter.

Von Carl Seelig.

Der Verlag Albert Langen in München, dem die „Gesammelten Werke“ von Ludwig Thoma zu danken sind, nennt ihn „Bayerns volkstümlichsten Dichter“. Ein Wort, das nicht zu hoch gegriffen ist, denn selten wird man das Herz eines Volkes unverfälschter schlagen hören als in diesen vier wohlbeliebten Bänden, die Zeugnis einer unwandelbaren Liebe, Heimatkunst im besten Sinne sind. Ihre tiefsten Wurzeln findet man in Thoma's ganz von bairischer Luft umweh'tem Leben, dessen Stappen unter den Abschnitten „Autobiographisches“, „Erinnerungen“, „Leute, die ich kannte“ und „Stadelheimer Tagebuch“ aufgezeichnet sind. Besonders gern verweilt der Dichter bei seiner Jugend-

Bescherung in das Zimmer eintrat, wo der Christbaum stand, sah sie mich stolz mit einem Säbel herumspazieren, aber ebenso frohbewegt schritt mein Vater im Hemde auf und ab und



Ludwig Thoma.

hatte den neuen Werderstutzen umgehängt, den ihm das Christkind gebracht hatte.“ Weniger glücklich gestalteten sich die von sonnigen Ferien erhellten Münchner Schuljahre, worüber er unter anderem nachdenklich folgendes schreibt: „Ich halte für die beste Erziehung die, die jungen Menschen Widerwillen gegen Taftlosigkeit und Unbescheidenheit einflößt. Da ist Vorbedingung ein herzliches Verhältnis zu den Lehrern. Das unsere war so, daß wir alle, auch da, wo wir das Recht auf Seiten der Lehrer sahen, Partei gegen sie nahmen. Das

zeit, die ihm, da sein Vater Oberförster war, die für sein späteres Schaffen ausschlaggebende Kenntnis von Natur und Bauernvolk schenkte. Ereignisse, die im Stadtkind bald verblasen, schlugen ihn als Mann noch oft in ihren Bann, so die Weihnachtsfeste, die das einsame Försterhaus wochenlang mit Aufregung und freudiger Erwartung belebten. „Als meine Mutter — erzählt Thoma — an einem Morgen nach der

natürliche Empfinden der Jugend entscheidet sich aber, wenn es nicht durch schädigende Einflüsse heirrt wird, immer für das Recht. Der schädliche Einfluß war das ganze System. Heute ist, wie ich sehen kann, vieles besser geworden. Und ich glaube, die Schüler von heute werden sich dereinst nicht mehr als Graubärte mit Entrüstung über ihre Schulzeit unterhalten.“ Ein harmloser, vom Rektor unnötig aufgebauschter